Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 2.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 21. **Donnerstag** den 12. Januar 1893. **87. Jahrgang.**

Die Krisis in Frankreich.

* Unseren gestrigen Ausführungen in Betreff der Lage in Frankreich haben durch den inzwischen erfolgten Cabinetswechsel einen verstärkten Rückhalt bekommen. Denn, wie es scheint, unaufhaltsamen Schwinden jeglicher Autorität ist nunmehr auch der in so vielen Lagen unangefochten in Besitz des Kriegsportefeuilles verbliebene „Civilkriegsminister" Herr de Freycinet zum Opfer gefallen und auch Herr Loubet schwächlichen Angedenkens hat dem wachsenden Druck der Verhältnisse weichen müssen. Herrn Ribot war klar geworden, daß er sich von beiden Männern trennen mußte; er that es mit der Begründung, daß die seitherige Zusammensetzung des Cabinets den Anforderungen der Lage nicht mehr entspreche, d. h. mit anderen Worten: die Regierung traut sich nicht mehr die nöthige Festigkeit zu, den Angriffen, welche unter den leitenden Männern aufzuräumen bestrebt sind, Stand zu halten. Daß auch die Mehrheit der Deputirtenkammer ein Spiel der Tagesströmung geworden, zeigt ihr Verhalten gegenüber der Präsidentschaftscandidatur Floquet's. Derselbe vereinigte nur noch Bruchtheile des früheren Anhangs auf seinen Namen und zog schließlich seine Bewerbung ganz zurück, worauf Casimir Perier zum Kammerpräsidenten gewählt wurde.

Nach Außen hat die französische Krise durch den Wiederzusammentritt der Kammern keine wesentliche Aenderung erfahren. Die angedrohten revolutionairen Kundgebungen sind vollständig ausgeblieben, woran auch Niemand zweifelte, der mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut ist. Der Feldzugsplan der Revolutionairen zielt vermalen weniger auf die Eroberung der Straße, als auf jene der Kammer, sie beabsichtigen nicht mittelst Barricaden, sondern mittelst des Stimmzettels zu operiren. Wenn einige anarchistische Fanatiker auf eigene Faust ihren Guerillakrieg mit Dynamit und Dolch sollten fortsetzen wollen, so thun sie es auf ihre Gefahr, ohne Fühlung mit dem Hauptquartier der Revolution. Die Regierung thut nur ihre Pflicht, indem sie für alle Eventualitäten rüstet. Die Verbindung des Cabinetspräsidiums mit dem Portefeuille des Innern hat keinen andern Sinn, als den, die Bedingungen einer kräftigen gouvernementalen Action schon bei Zeiten zu schaffen; als Ergänzungsmaßregel nach der gleichen Richtung charakterisirt sich die Belassung des Generals Saussier auf dem Pariser Gouverneursposten, obwohl der genannte General nach dem Wortlaute des Gesetzes über die Altersgrenze jetzt hätte in Pension treten müssen. General Saussier ist aber der Sache der Republik treu ergeben, so daß Herr Carnot aus Rücksichten der Staatsraison in Betreff Saussier's eine Ausnahme von der gesetzlichen Regel machte. Die innere Schwäche der Regierungsposition wird freilich durch solche Maßregeln nicht beseitigt.

Was die Ursachen der Ministerkrisis betrifft, so hat nach vorliegenden Meldungen Loubet geäußert, daß im Schooße des Ministeriums Ribot seit dessen Bestand Zwietracht herrschte. Loubet, Burdeau und Freycinet bekämpften das barsche Vorgehen des Justizministers Bourgeois gegen die angeklagten Senatoren und Abgeordneten, weil dadurch die Republik gefährdet würde. Bourgeois sei jedoch über den Widerspruch der genannten drei Collegen zur Tagesordnung übergegangen. Was Freycinet betrifft, so spricht man offen von seiner bevorstehenden Verhaftung, da dem Untersuchungsrichter Franqueville neuerdings Briefe des Kriegsministers an Cornelius Herz vorgelegt wurden, die Freycinet unzweifelhaft bloßstellen. Welche Anschauungen Freycinet übrigens in Bezug auf die öffentliche Moral hat, erhellt aus der soeben telegraphisch gemeldeten haarsträubenden Thatsache, daß er im Verhör zum Untersuchungsrichter sagte: „Ich habe mehrere Millionen zum Ankauf von politischen, namentlich aber militairischen Documenten ausgegeben. Da mir zu diesem Zwecke keine geheimen Fonds zur Verfügung standen, habe ich den Rest einfach von der Panamagesellschaft verlangt." Nicht minder bloßgestellt erscheinen der Marineminister Burdeau und der Abgeordnete Clemenceau. Ersterer stimmte 1888 zuerst gegen, eine Woche später für die Panama-Loosanleihe und wird von Sans-Leroy beschuldigt, bestochen worden zu sein. Clemenceau erhielt nach Aussage von Marius Fontane durch Vermittelung von Cornelius Herz Panamagelder im Gesammtbetrage von 350,000 Francs, außerdem 200,000 Francs für sein Blatt „Justice". Die gerichtliche Verfolgung Clemenceau's ist unzweifelhaft. Floquet wird sein Abgeordnetenmandat niederlegen.

Die Untersuchung in der Panamaaffaire fördert übrigens fortwährend neue Ueberraschungen zu Tage. So hat Balhaut nach der „Cocarde" dem Untersuchungsrichter auf die Frage, warum er den ungünstigen Bericht des Panama-Ingenieurs Monsieur im Jahre 1886 nicht veröffentlicht habe, wörtlich geantwortet: „Ich habe den Bericht auf Anrathen meines Collegen, des damaligen Finanzministers Sadi Carnot, des heutigen Präsidenten, nicht veröffentlicht; dieser sagte, wenn ich den Bericht veröffentlichte, wäre die Emission der Panamaloose unmöglich." Diese Mittheilung erregt größtes Aufsehen, der Untersuchungsrichter Franqueville hat sie zu Protocoll genommen.

Damit ist nun auch Präsident Carnot direct beschuldigt, zum Panamaskandal ein bedenkliches Stillschweigen beobachtet zu haben. Man empfindet jedenfalls diesen gegen das Staatsoberhaupt geführten Streich sehr schmerzlich und ist bemüht, Carnot gegen seine Feinde zu schützen, denn eine der „Agence Havas" zur Verbreitung zugegangene Note erklärt die Behauptung der „Cocarde", nach welcher Sadi Carnot, im Jahre 1886 Finanzminister, die Veröffentlichung des Rousseau'schen Berichtes verhindert habe, für durchaus falsch. Sadi Carnot habe damals von dem Bericht Rousseau's nur dasjenige gekannt, was ihm davon durch Balhaut im Ministerrath mitgetheilt wurde, und habe keinerlei Meinung über die Veröffentlichung dieses Documentes abzugeben gehabt.

Die neuen Minister waren gestern Nachmittag um fünf Uhr zu einer Sitzung versammelt. Der Präsident Carnot unterzeichnete die Ernennungsdecrete. Da der Admiral, welchem Ribot das Marineportefeuille angeboten, noch nicht geantwortet hat, so behält Ribot interimistisch auch dieses Portefeuille. Das Unterstaatssecretariat der Colonien ist wieder dem Handelsministerium unterstellt worden. Die Regierung wird eine Programmerklärung in den Kammern nicht abgeben, sich vielmehr darauf beschränken, Aufschlüsse zu geben, wenn eine Interpellation eingebracht werden sollte.

Nach einer weiteren Meldung hat Admiral Gervais es abgelehnt, in das Ministerium einzutreten, und an seiner Stelle ist nun Admiral Lefebre in Aussicht genommen. Der neue Minister des Aeußeren, Develle, ist 46 Jahre alt, aus Bar le duc gebürtig. Er war Avocat in Paris, 1871 Unterpräfect in Louviers, 1876 Präfect im Aube-Departement, 1877 Deputirter, sodann Unterstaatssecretair im Ministerium des Innern, mehrfach Ackerbauminister. Er ist ein entschiedener Schutzzöllner. Das Journal „Libre Parole" meldet unter Vorbehalt, daß Eiffel verhaftet worden sei. Trotz aller dieser Reinigungsversuche setzt die Socialdemokratie ihre Angriffe gegen das Regiment fort. Die „Union socialiste" veröffentlicht ein in heftigen Ausdrücken gehaltenes, an die Arbeiter gerichtetes Manifest, worin es heißt: die Opportunitätsrücksichten hätten durch das in Fourmies vergossene Blut und den Panamascandal ihr Ende erreicht; beides drohe das Vaterland und die Republik zu zerstören. Die Rettung könne nur von den Arbeitern und deren Organisation kommen. Am Sonnabend soll eine große Volksversammlung zur Ratification des Manifestes stattfinden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. Januar.

Der Reichstag hat noch seine ganze gestrige Sitzung auf die erste Lesung der Brausteuervorlage verwendet und den verbündeten Regierungen nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß diese Vorlage in ihrer jetzigen Gestalt nicht die geringste Aussicht auf Annahme hat. Alle Redner aus dem Hause, die gestern das Wort ergriffen, bekämpften den vorliegenden Entwurf. Trotzdem fiel auch gestern vom Tische des Bundesraths aus keine Andeutung, die auf die Absicht eines Entgegenkommens schließen lassen könnte. Zeigt sich ein solches in der Militaircommission nicht, der die Vorlage überwiesen wurde, so eröffnet sich für eine fruchtbringende Thätigkeit dieser Commission keine Aussicht. Am Abend traten die Mitglieder der Commission zu ihrer ersten Sitzung zusammen, in welcher der Reichskanzler Graf Caprivi eine zweistündige Rede hielt, über die uns folgende telegraphische Mittheilung zugeht:

„Zunächst betonte der Reichskanzler die allgemeine politische Lage in ähnlicher Weise, wie er es im Plenum des Reichstags gethan. In Frankreich sei eine Periode der Gährung eingetreten und die Dictatur dort unter den jetzigen Verhältnissen nicht ausgeschlossen. Auch er halte, wie sein Vorgänger, die Republik in Frankreich für das Erwünschteste. Rußland sei im Aufsteigen und für absehbare Zeit der mächtigste Militairstaat Europas. Der Reichskanzler erörterte dann die Möglichkeit eines russisch-türkischen Krieges und sagte, es sei nicht ohne Berechtigung, wenn behauptet werde, daß der Weg über den Balkan nicht allein über Wien, sondern auch durch das Brandenburger Thor gehe. Höchst wahrscheinlich bestünden militairische Abmachungen für Land und Wasser zwischen Rußland und Frankreich. Die Richtschnur der deutschen Politik bleibe die Aufrechterhaltung der Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns. Auch mit Dänemark bei zu rechnen, wenngleich dessen König unser Freund sei. Die Erneuerung des Dreibundes nach dessen Ablauf sei zwar zu hoffen, aber nicht absolut sicher. Das Bündniß mit Italien habe den Hauptzweck, die Südgrenze Oesterreichs gegen Frankreich zu sichern. An der Tüchtigkeit der österreichischen wie der italienischen Armee sei nicht zu zweifeln, wenn auch vielleicht noch organisatorische Schwächen bestehen. Unsere eigene organisatorische Schwäche kennen wir am besten, so bezüglich der so wichtigen Reservedivisionen, die nicht so leistungsfähig sein dürften, wie die französischen und russischen mit jüngerem Material. Bezüglich der Qualität der Truppen sei eine Schätzung in Friedenszeiten schwer, doch halte er die deutschen Truppen für die besten der Welt. Was die Marine betreffe, so sei unsere Flotte der russischen allein gewachsen, aber eventuell seien starke französische Schiffe nach der Ostsee zu erwarten, um die Herrschaft Rußlands in der Ostsee mit sarkischem Beistandthum Dänemarks zu erlangen. Im Mittelmeer sei Italien auf starke englische Unterstützung nothwendig angewiesen, auch dann sei noch fraglich, wer event. siegen würde. Oesterreichs Landmacht sei für uns wesentlich wichtiger, besonders wenn Oesterreich den Kriegsschauplatz nördlich der Karpathen verlege. Graf Caprivi stützte sich bei seinen Ausführungen auf eine Denkschrift des Grafen Moltke vom Jahre 1879, deren Hauptinhalt er verlas. Er schilderte dann eingehend die natürlichen Schwierigkeiten und Schwächen jeder Coalition. Der Haupthieb der Gegner von beiden Seiten würde jedenfalls gegen uns als die stärkste Macht des Dreibundes gerichtet sein. Für uns würde erfahrungsmäßig die Offensive geboten sein, die strategische Offensive schwäche aber numerisch bedeutend und erfordere daher eine erhebliche Ueberwacht. Die Anwendung der sogen. „inneren Linie", von der aus man abwechselnd nach beiden Seiten operirt, sei für Deutschland nicht zulässig, wir könnten nicht erst bis Paris gehen und dann gegen Rußland. Ebenso sei die Einleitung eines „Volkskrieges" durch die Natur der norddeutschen Ebene unmöglich gemacht. Graf Caprivi stellte dann ausführlich die Stärkeverhältnisse der verschiedenen Armeen unter den verschiedenen möglichen Umständen einander gegenüber, aus welchen er folgerte, daß Deutschland und der Dreibund in der Minorität sind. Ganz besonders sei unsere lange Ostgrenze, ohne natürliche Vertheidigung, nur durch Offensive zu halten. Die russischen Kriegsvorbereitungen gehen langsam, aber stetig vorwärts. Die Politik brauche nicht nur Sieg, sie brauche schnelle Siege. Schnelle Erfolge sind auch erforderlich mit Rücksicht auf die Bundesgenossen und auf die Neutralen. Die Politik erfordert auch kurze Kriege; endlich muß die Politik wünschen, daß der Erfolg nachhaltig sei, um auf lange Jahre die Erneuerung des Krieges zu verhüten. Alle diese Vortheile seien aber nur durch die Offensive zu erreichen. Die dazu berufenen Männer seien von dieser Ueberzeugung durchdrungen und erklärten, daß die bisherigen Mittel nicht mehr genügten im Verhältniß zu der gewachsenen Stärke der Gegner; die verbündeten Regierungen könnten daher die Verantwortung mit der bisherigen Rüstung nicht übernehmen und darum haben sie die Militärvorlage an den Reichstag gebracht. — Nach der zweistündigen Rede vertagte die Commission ihre Berathung auf Freitag Abend. Der Sitzung wohnten die Staatssecretaire v. Boetticher und v. Marschall, der preußische und der sächsische Kriegsminister, sowie zahlreiche Officiere und Bundescommissare bei. Das von Bundesrathsmitgliedern gefordertes Material zur Vervollständigung der Begründung der Militairvorlage versprach der Kanzler baldigst zu liefern."

Es ist zu erwarten, daß der Wortlaut dieser Rede durch den „Reichs-Anzeiger" mitgetheilt werden wird. Immerhin wird auch sie nicht ausschlaggebend sein, sondern das in Aussicht gestellte weitere Material, das zwar geheim gehalten werden, aber seine Ueberzeugungskraft sehr bald durch den Eindruck offenbaren wird, den es auf die Commissionsmitglieder ausübt.

Die ungarische Regierung hatte bisher die Einbringung der kirchenpolitischen Vorlage in der Erwartung verzögert, daß der Vatican einer milderen Auffassung Folge geben werde. Diese Hoffnungen haben sich jedoch als völlig trügerisch erwiesen und der Papst steht der Einführung der Civilehe in Ungarn so ablehnend gegenüber, wie vor zwanzig Jahren. Der Ministerpräsident Wekerle hat seinerseits erklärt, daß der Regierung jeder Gedanke an einen Compromiß in der Civilehe-Frage fern liege und daß sie auf der vollständigen Durchführung ihres Programms beharre. Wekerle wird nach den neuesten Nachrichten aus Pest, dieser Lage Rechnung tragend, schon in der nächsten Zeit von der Krone die Ermächtigung zur Einbringung der seit einer Woche völlig festgestellten kirchenpolitischen Gesetzentwürfe begehren und zweifellos erhalten. „Der Vatican zwingt uns den Krieg auf," sagte ein hervorragendes Mitglied des Cabinets, „wir nehmen ihn auf, und ich bürge für den Erfolg; dem Könige von Ungarn imponiren vaticanische Flüche nicht mehr!"

Die Beziehungen der italienischen Regierung zum Vatican sind bekanntlich nicht die besten, da der letztere stets geneigt ist, die durch die Erhebung Roms zur Hauptstadt von Italien und das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes geschaffene Lage nicht anzuerkennen, sondern sich immer bemüht, dem italienischen Königthum Schwierigkeiten aller Art zu bereiten. Dieses gespannte Verhältniß dürfte in der nächsten Zeit sich noch unangenehmer gestalten, wenn es sich bestätigt, daß die Regierung in Rom beschlossen hat, um die Pilgerfahrten aus allen Ländern der Erde anläßlich des Papstjubiläums einzuschränken, an den Grenzen wieder die Quarantaine einzuführen und dies mit der Cholerageefahr zu begründen. Man wird im Vatican selbstverständlich in diesem Beschluß einen gegen das Papstthum gerichteten Schlag wittern, es wird jedoch der italienischen Regierung ein Leichtes sein, nachzuweisen, daß, wie die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse in diesem Winter leider nun einmal beschaffen sind, ein guter Theil Vorsicht entschieden nicht von der Hand zu weisen ist.

Wie wir schon melden konnten, ist Gladstone am Montag Abend von Biarritz in die englische Hauptstadt zurückgekehrt und am Mittwoch hat bereits unter seinem Vorsitz ein Ministerrath zur Berathung der irischen Homerule-Vorlage stattgefunden. Es gilt jetzt, die letzte Hand an die Vorlage zu legen und das taktische Vorgehen zu erörtern, vor Allem die Einigkeit der liberalen Partei zu festigen. In den conservativen Kreisen setzt man große Hoffnungen auf die spröde Haltung, die die Parnelliten in neuester Zeit wieder einnehmen. John Redmond hat in einer Rede zu Kells erklärt, daß keine Lösung der irischen Frage als befriedigend angesehen werden könne, die nicht die Freilassung aller politischen irischen Gefangenen in sich fasse; der Wahlspruch der Parnelliten sei: „Keine Amnestie — kein Homerule". Da die Parnelliten unter den „politischen" Gefangenen auch die verstehen, die wegen Dynamit-Attentate in England festgenommen wurden, ist

---

Feuilleton.

Für die Ehre der Familie.

Roman von Clarissa Lohde.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Noch näher rückte ihr Margot und flüsterte ihr ins Ohr: „Wir wähnten, daß wir Waisen wären, wir sind es nicht!"

„Margot!"

„Wir hielten unsere Mutter für todt. Es war eine Täuschung. Unsere Mutter lebt, sie hat einst unseren Vater und ihre Kinder verlassen, und — ist jetzt die Gattin eines anderen Mannes!"

Hoch auf sprang Elsbeth von ihrem Sitz. „Wer sagt das?" fragte sie mit stockendem Athem.

„Sie selbst", antwortete Margot, indem sie sich ebenfalls erhob und den Brief hervorzog. „In diesem Brief bekennt sie Alles. „O, es ist eine lange Geschichte von Schuld und Leid, wenn auch Vieles mehr angedeutet als ausgesprochen ist."

„Wer brachte Dir den Brief?"

„Der — der — Gatte unserer Mutter selbst, ein deutsch-Amerikaner, Rameos Herald." Sie zog Elsbeth näher neben sich und erzählte ihr flüsternd ihr Zusammentreffen und ihre Verabredung mit dem fremden Manne. Elsbeth ward mit jedem Worte, das sie vernahm, bleicher und bleicher, ihr zarter Körper wurde wie von Fieberfrost geschüttelt und nur mit Mühe vermochten ihre in Thränen schwimmenden Augen die unregelmäßigen Schriftzüge des Briefes zu lesen.

„Furchtbar! Furchtbar!" schluchzte sie. „Unsere Mutter in Noth und Elend, unsere Mutter eine Sünderin, welche uns, ihre Kinder, um Verzeihung bittet!"

„Sie ist krank, in Noth, vielleicht dem Tode nahe", fügte Margot hinzu, „nur ein einziges Mal möchte sie uns sehen!"

„Wir dürfen ihr diesen Wunsch nicht abschlagen; wir müssen zu ihr!" rief mit schnellem Entschluß Elsbeth, und die beiden noch so bleichen Wangen brannten jetzt wie in Fiebergluth. Nun trat aber der kühler erwägende Verstand bei Margot wieder in seine Rechte.

„Elsbeth, dürfen wir dem Manne glauben? Wenn die ganze Geschichte eine Täuschung wäre?"

„In welcher Absicht sollte man die ausführen?"

„Das weiß ich nicht, aber dennoch wäre ein Betrug nicht unmöglich."

Elsbeth antwortete nicht sogleich, sie blickte vor sich nieder, als wolle sie von den bunten Blumen des Teppichs etwas ablesen, schlug dann die Hand vor die Augen und sagte endlich mit seltsam veränderter hohlklingender Stimme: „Es ist keine Täuschung, es ist Wahrheit."

„Wie kannst Du das mit solcher Bestimmtheit sagen."

„Weil ich, rückwärts schauend, jetzt plötzlich hellsehend geworden bin, wo ich bisher blind gewesen", sagte Elsbeth, und Ton und Blick hatten etwas Visionäres. „Worte, Zeichen, Winke, die meine Pflegeeltern mit einander tauschten, und die ich nicht beachtete, erhalten jetzt für mich Bedeutung. Ich verstehe jetzt ihr Zögern und Bedenken, ehe sie die Einwilligung zu meiner Verlobung mit Arnold gaben, eine gewisse Scheu, die sie meinen Schwiegereltern gegenüber haben, und die mir so gar nicht vereinbar mit dem sonstigen Wesen des Papas erschien."

„Warum kann ich mich aber nicht erinnern, daß Tante —"

„Weil Tante Homberg selbst nichts davon weiß", fiel Elsbeth ein. „Um den Vater und uns vor der Schmach zu bewahren, hat man die Mutter für todt ausgegeben, die Wahrheit kannten nur Papa und Mama Röscke und — Adele!"

„Aber, Elsbeth, wie kommst Du auf den Gedanken? Ist auch Adele älter als wir, so war sie zu jener Zeit doch noch ein Kind."

„Sie weiß darum, hat immer darum gewußt und ist auf eine Weise in den Besitz des Geheimnisses gekommen, die Papa Röscke ihr nie verziehen hat", erklärte Elsbeth mit der größten Bestimmtheit. „Dies der Grund seiner Abneigung gegen sie — vielleicht auch, weil sie der Mutter sehr ähnlich ist."

„Deine lebhafte Phantasie gaukelt Dir Dinge vor, die der Wirklichkeit nicht entsprechen."

„Meinst Du?" lächelte Elsbeth wehmüthig. „Nein, nein, ich war nur wie ein Kind, das man im Schlaf gewiegt und das jetzt, aufwachend, inne wird, daß Wahrheit ist, was es für Traum gehalten hat. Sieh her, noch einen Beweis", sie reichte der Schwester den Brief. „Wo hast Du diese Handschrift schon gesehen?"

Margot blickte ein paar Minuten schweigend auf das Blatt, dann rief sie erschrocken: „Die Handschrift gleicht Adelens."

„Du könntest beinahe sagen, es ist Adelen's Handschrift, oder so müßte sie sein, wenn unsere Schwester alt oder krank wäre", rief Elsbeth.

„Aber sie war doch erst neun Jahre alt, als die Mutter von uns ging, sie kann die Schrift sich nicht von ihr angeeignet haben."

„Sie hat sie ererbt", sagte Elsbeth mit geheimnißvoller Miene, „es kommt uns ja so viel von unseren Eltern zu, ohne daß wir es wissen oder ahnen, hier hast Du handgreiflich eine jener wunderbaren, räthselhaften und doch so tief in unser Schicksal greifenden, nein, unser Schicksal ausmachenden Erscheinungen."

„Elsbeth, wohin verirrst Du Dich?", rief Margot, erschreckt durch den hohlen Ton, das grüblerisch zu Boden starrende Auge der Schwester. „Wir haben jetzt keine Zeit, uns mit solchen Speculationen zu beschäftigen; sage, was sollen wir thun?"

„Du kannst noch fragen?" Elsbeth sprang auf und stand wie beschwörend vor der Schwester: „Unsere unglückliche Mutter ruft nach ihren Kindern. Wir müssen zu ihr!"

„Aber, Elsbeth, bedenke: Deine Pflegeeltern werden Dir dazu ebenso wenig die Erlaubniß geben, wie mir Tante Homberg, und was wird Arnold, was werden dessen Eltern sagen?"

In Elsbeth's Zügen malte sich ein Ausdruck namenloser Angst, händeringend lief sie im Zimmer auf und ab. „Sie werden es nicht zugeben, und doch müssen wir hin", murmelte sie.

„Wenn wir zu Adele gingen und mit ihr überlegten?" schlug Margot vor.

Elsbeth lächelte bitter. „Frau von Sperner compromittirt sich nicht und würde nicht dulden, daß ihre Schwestern das thäten. Sie wäre die Letzte, der ich mich anvertraute."

„Und Paul?"

„Würde uns einfach auslachen und die ganze Sache für Kinderei erklären. Ueberdies fordert die Mutter Schweigen. Nein, wir müssen allein handeln."

„Laß es mich allein thun", bat Margot, welche den Arm um Elsbeth's Nacken geschlungen hatte und so mit ihr im Zimmer auf und ab wandelte. „Tante Homberg sieht mir weit eher etwas nach, was sie eine Tollheit nennt, als Dir Dein Pflegevater dies thun wird; ich habe nicht Rücksicht zu nehmen auf Verlobten, Schwiegereltern —"

„Nimmermehr!" unterbrach sie Elsbeth. „Unsere Mutter ruft uns Beide, ich werde mich nicht feige zurückziehen. Vielleicht können wir sie auch sehen, ohne daß Jemand davon erfährt; sie schreibt, sie sei hier ganz in der Nähe."

„Aber sie giebt den Ort nicht an", sagte Margot, in den Brief blickend, den Elsbeth in der Hand hielt.

„Möglicherweise befindet sie sich auf einem Vorort, der bequem zu erreichen ist", versetzte Elsbeth, deren leicht beweglichem Sinn sich bereits allerlei Auswege boten. „Ein Vorwand für eine längere Abwesenheit wird sich finden lassen. Vor allen Dingen müssen wir aber Näheres von — von — diesem Herald erfahren. Nanntest Du ihn nicht so?"

„Du willst also mit zum Rendezvous gehen? Wirst Du das können?"

„Der Mensch kann Alles, was er will und noch mehr, was er muß", antwortete Elsbeth etwas pathetisch; „gut, daß Arnold verreist ist, ihm zu entschlüpfen würde Mühe kosten. Nimm Dich jetzt zusammen und hilf mir Mama überreden, daß sie ohne mich in die Oper geht. Ist sie fort, so bleibt Papa in seinem Arbeitszimmer und wir haben das Feld frei."

Die List gelang. Die arglose Commerzienräthin fand es ganz natürlich, daß Elsbeth am Tage, wo Arnold abgereist war, das Theater nicht besuchen wollte, ließ sich aber, da eine ihrer Lieblingsopern gegeben wurde, überreden, allein hinzufahren und Elsbeth in der Gesellschaft ihrer Schwester zurückzulassen. Beide Mädchen waren ihr beim Ankleiden behilflich und sahen mit starkem Herzklopfen den

SLUB
Wir führen Wissen.